

(Nachdruck verboten.)

321

## Im Vaterhause.

Socialer Roman von Minna Kautsky.

Glasfer lachte bei der jugendfrohen Erinnerung und Ferdinand stimmte aus vollem Herzen mit ein.

Ein Diener trat ein.

„Der Kranz?“ — „Nein, ein Brief.“ Ferdinand erschrak. Am Ende sagten die Wittes ab. Nein, Gott sei Dank, er war von der Betti — wenn die nicht käm', das wär' kein Malheur. „Sie erlauben schon?“ Er öffnete ihn sofort. Sie teilte ihm mit, daß sie einen Bekannten mitbringe, einen jungen Ausländer, den sie von Berlin aus kenne, einen gewissen Dr. Jensen. „Ein politischer Ökonom oder ein ökonomischer Politiker, ich weiß nicht recht, was er ist, ich versteh' so was nicht,“ schrieb sie.

„In Berlin haben's von ihm g'redt, als wär' er was Besonderes . . . ein Narr ist er g'wiß, — und jetzt hat er mich hier aufgesucht, der dumme Kerl —, weil er das lustige Wien kennen lernen will. Ich hab' ihm aber gleich gesagt, mein lieber Doktor, das suchen Sie vergebens, das lustige Wien existiert nicht mehr — das lustige Wien war ich. Seitdem mich die Wiener so schlecht behandelt haben, hab' ich mein' Humor verloren, jetzt bin ich grantig und da is' aus mit der Lustigkeit. Aber das glaubt der nicht, und da ich ihn nicht anbracht hab', bring' ich ihn mit. Bei Dir, mein lieber Ferdl, ist's noch am fidelsten, da ist noch am ersten was los. Du hast die beste Wiener Köchin — das ist schon was — und a paar hübsche Maderln find't man auch immer bei Dir — also ich hoff', Du nimmst mir's nit übel, wenn ich einmal einen gebildeten Menschen bei Dir einführ', nachdem ich so oft mit dem Gegenteil aufgemartet hab', und wirft meinen Freund gut empfangen. Wie immer Deine Betti.“

Ferdinand warf den Brief höchlichst erzürnt in den Papierkorb.

Eine Unverschämtheit! Aber die wird mir so was nimmer mehr anthun, das weiß ich.“

Glasfer stimmte ihm zu.

„Die Betti glaubt immer noch, sie kann sich alles erlauben.“

„Ich hätt' gute Lust — ich hab' mich so g'freut auf den heutigen Abend — lauter Intime — und da bringt sie mir einen Fremden —“

„Einen Berliner noch dazu —“

„Am End' is er gar a Jud'?“

„Natürlich, er is ja a Doktor.“

„Meiner Seel', ich hätt' gute Lust —“

Wozu er Lust hatte, brachte er nicht mehr heraus. Der Diener erschien mit dem Kranz, gleichzeitig wurde der erste Gast gemeldet:

„Frau Bankdirektor Krämer.“

„Jessas — die — schon!“ stöhnte Ferdinand und faßte sich verzweifelt an die Stirne. Er wußte mit einem Male nicht, wo ihm der Kopf stand.

„Wie kann ich mich denn jetzt zu der hinsetzen, wenn der Kranz —“

„Das werd' ich schon arrangieren,“ tröstete Glasfer, „gehen Sie nur.“

Einen Augenblick später begrüßte Brandt mit Dank für ihr baldiges Erscheinen die nicht schöne aber elegante Frau v. Krämer, die in einer scheinbar einfachen, aber sehr distinguierten Toilette erschienen war. Sie trug über den weißen Atlas einen Ueberwurf von schwarzen, kostbaren Spitzen, das Corset mit schwarzen Sammetchleifen und Brillanten geziert; eine Kombination, die auch in der Frisur festgehalten wurde. Das mattblonde, stark gewellte Haar mit der Sammetchleife in tiefstem Schwarz und der blitzenden Agraffe gab diesem sonst so unbedeutenden Gesicht einen pikanten und vornehmen Anstrich.

„Sie sind entzückend,“ versicherte Ferdinand, während er ihr die Hand küßte.

„Bin ich Ihnen recht in der Toilette einer Grandmama?“ flüßelte sie kokett. „Da ich bei einem Junggesellen die

Sonneurs zu machen habe, muß ich wohl besonders respektabel —“

„Ach, Frida, das sind Sie ja immer. Sie genießen das Renommee einer Heiligen, — man hat wenigstens nie was gehört,“ setzte er einseitig lächelnd hinzu.

Sie gab ihm einen leichten Schlag auf den Arm.

„Ferdinand, wie geschmacklos können Sie sein — das versteht sich ja bei einer anständigen Frau von selbst . . . mein Gatte ist übrigens noch immer ein Othello, wie Sie wissen.“

„Gaha, was weiß ich, Sie haben mir nie erlaubt — übrigens wo ist denn der teure Gatte?“

„Ach Gott, der arme Mann, er hat so viel zu thun — wieder eine neue Gründung finanziell zu fundieren. Er arbeitet Tag und Nacht — er wird erst später erscheinen.“

„Der Mann bringt sich noch um vor lauter Arbeit.“

„Ich sage es ihm beständig — aber wir brauchen eben viel. Aber nun sagen Sie mir schnell, wen erwarten Sie?“

Sie setzten sich einander gegenüber und er begann seine Gäste aufzuzählen, ihr über diejenigen, die ihr neu waren, einige Winte erteilend, um ihre Aufgabe als Stellvertreterin der Hausfrau zu erleichtern.

Eine halbe Stunde später kam Betti mit ihrem Gaste angefahren. Die sonst so feiche Soubrette leuchte die teppich-belegte Treppe mühsam aufwärts, so langsam, daß der schlanke leichtfüßige Jensen Mühe hatte, an ihrer Seite zu bleiben. Dabei plauderte sie unaufhörlich und kam dadurch noch mehr außer Atem:

„Wieg' sagt, ein guter Kerl ist dieser Ferdl. Keine hat sich noch über ihn zu beklagen g'habt; höchstens ich in dem Augenblick . . . Wie so ein reicher Kumpel im zweiten Stock wohnen kann, ist mir ein Rätsel. — Ach! mein Benschel is hin . . . bleiben wir a bißel steh'n . . . Er ist doch nicht geizig? Freilich, sich auf den Mäcen spielen, Künstler um sich versammeln, das kost' nit viel. Er füttert sie ab, dafür machen's ihm an Narren vor. Und diese Deppen von Maler fühlen sich noch außerdem verpflichtet, ihm von Zeit zu Zeit ein Skizzerl oder a klein's Bildl zu schenken — als Reconnaisance . . . Auf diese Weise hat er schon eine ganze Galerie zusammengebracht . . . Er hat schon so viel, daß er nächstens was los-schlagen wird. — Uebrigens halten sich die beim Essen und Trinken schadlos und beim Tarock erst recht . . . da ist der Ferdl schwach . . . Ueberhaupt, schwach kann man sagen in jeder Hinsicht . . . Nie hat er einer guten Freundin was abgeschlagen können . . . Glauben's, daß er dafür an Dank g'habt hat? Na Spur . . . Gott sei Dank, jetzt san mir heroben, na, jetzt haben's wenigstens an Klan' Begriff von dem Menschen bekommen, dem ich Sie vorstell'.“

Sie traten ein. Betti übergab ihren Pelz dem Diener und trat vor den Spiegel, ihr Haar zu ordnen. Reich war ihnen auf dem Fuße gefolgt.

Jensen faßte ihn ins Auge und ging auf ihn zu:

„Darf ich hoffen, daß Sie sich noch meiner erinnern, Herr Reich?“

„Natürlich — entzückt, Sie in Wien zu begrüßen, Herr Doktor,“ rief Reich. Die Herren schüttelten sich die Hände.

„Ihr kennt Euch?“ rief Betti, die sie durch den Spiegel beobachtete. „Na, ich sag's, die Welt wird immer klauer, überall trifft man sich wieder.“

„Gelegentlich meines Berliner Gastspiels bin ich bei der Gräfin Dönhof wiederholt mit Doktor Jensen zusammengetroffen.“

„So—o? Mit Gräfinnen verkehren Sie . . . Mir haben's g'sagt, Sie wären a Demokrat.“

„Doktor Jensen ist ein Neffe der Gräfin,“ erklärte Reich.

„Sogar verwandt mit Aristokraten? Wenn ich das dem Ferdl erzähl', haben's bei ihm gleich mehrere Steiner im Brett.“

„Nur von mütterlicher Seite,“ erklärte Jensen. Und mit einem malitösen Lächeln fügte er hinzu: „Mein Vater war ein jüdischer Kaufmann.“ Betti wandte sich rasch nach ihm um und ihre Stimme dämpfend, sagte sie: „Was müssen's das sagen? Hier dürfen keine Juden herein, sie müßten denn mindestens schon 50 Jahre g'tauft sein, wie der alte Brandt. Na, hören's, mit Jhuern jüdischem Vater haben's mir die ganze Freud' an Ihnen verdorben. Aber wer waß' — Sie schauen gar nicht so aus — über sein Vater is man ja immer



im Ungewissen, wir halten uns an die Gräfin Mutter . . . da lacht er — da schau', Mundi, was der für prachtvolle Zähne hat — das wär' was für uns, die könnten wir brauchen."

"Sch' brauche sie auch, und ich denke es Ihnen noch heute zu beweisen," rief Jensen, von dieser urwüchsigen Reifeit befestigt.

Weitere Gäste traten ein, darunter ein junger, bildschöner, aber bis zur Gefünsteltheit geschwiegelter Mann, Maler Fuchs, mit seiner ihm kürzlich angetrauten Gattin, die er zum erstenmal hier einführte und die in einer pompösen und daher nicht ganz passenden Toilette einherrauschte. Er war ein blonder, frischer Arier, sie eine schlaffe, bereits etwas welcke Dame, mit unverkennbar orientalischem Typus, die trotz der Aufmerksamkeit der Baron Brandt, der mit ihnen gekommen war, an sie verschwendete, ziemlich verstimmt ausfiel.

Die saure Miene dieser mit Brillanten übersäeten Orientalin erhöhte Bettis Lustigkeit.

War's nicht zum Totslachen, daß sich auch hier, bei diesen antisemitischen Brandts, so viel Judenstänmlinge einschlichen?

"Bruader, die wirst Du nimmer los," trällerte sie; und in übermütigster Stimmung mit blitzenden Augen trat sie in den Salon.

"Da schau', Ferdl, was i Dir bring', was sich an meine Fersen geheset hat," rief sie dem Hausherrn entgegen: "Das lustige Wien."

Ferdinands Stirne entrunzelte sich, er fand sich in der That einer froh gelaunten Gesellschaft gegenüber. Und als Betti ihm den eleganten Doktor Jensen späßhaft als einen „halbeten Grafen" vorstellte, war ihr alles verziehen, sein Groll geschwunden. Frau Fuchs hatte neben Frau v. Krämer Platz genommen. Sie sprachen in forciertem Lebendigkeit mit einander, dabei ihre Toiletten gegenseitig mustern.

Betti warf ihnen einen bösen Blick zu.

"Wenn diese Urscheln glauben, daß ich mich zu ihnen seh', dann irren sie sich," sagte sie zu Reich, mit ihm auf und abgehend, wobei sie die Damen fixierte.

"Wie g'fallen Dir die Zwei'? — Die eine hat mit ihren Brillanten sich einen Mann gekauft, einen hübschen, das muß man sagen, die andre bringt ihren Mann um, damit er ihr Brillanten kauft. Er kann nicht g'nug verdienen, nächstens wirst was von der großen Defraudation eines Bankdirektors hören, der auf der Börse g'spielt hat. Und das sind die anständigen Frauen, die so prozig dasthen, vor denen unjereins sich verstecken soll? I krieg' an Horn, wenn ich sie nur anschau' . . . So was Miserables hätt' i nie z'samm'bracht, so gemein war i nie, Gott sei Dank!"

Paul Brandt, sein ironisches Lächeln auf den Lippen, trat zu ihnen:

"Worüber ärgern Sie sich denn, liebe Freundin?"

"I ärgere mich nit, was glauben's denn — i lach' nur."

"Worüber?"

"Ueber die tugendhaften Frauen der feinen Gesellschaft, die auf Respekt Anspruch machen. Hahaha! Respekt! Kugeln könn't sich einer vor Lachen."

## 20. Kapitel.

Ferdinand hatte wiederholt ungeduldig nach der Thür gesehen, endlich waren sie da.

Witte in einem ausgeborgten neuen Frack, in weißer Kravatte war eingetreten, ihm zur Seite schwebte das holdseligste Mädchentrio in einer Wolke aus weißer Gaze, etwas unsicher, etwas verlegen, mit schimmernden Augen und errotenden Wangen. Eine Erscheinung, die aller Augen ergözte.

"Wer ist das?" flüsterte man und erteilte sich selbst die Antwort: "Die Jugend!"

Die Vorstellung erfolgte.

Witte verbeugte sich stumm, mit dem feinen Anstand von anno dazumal . . . Die Mädchen knixten und knixten, sie sahen nichts, sie hörten nichts, ihre Herzen klopfen zu stürmisch. Der Name Witte ging von Mund zu Mund. Glaser kam mit offenen Armen auf ihn zu: "Witte, mein alter, lieber Junge! Du kennst mich wohl nimmer . . . Dein Ateliergenosse, der Glaser!"

Witte äußerte das größte Entzücken; die ehemaligen Kollegen schüttelten sich immer wieder die Hände.

"Der hat's gut," scherzte Glaser, zu den übrigen gewendet. "Der kann seine schönsten Werke immer mit sich herumführen."

Das Wort gefiel, wie die Mädchen, die bereits in der Damenecke angelangt waren.

(Fortsetzung folgt.)

## Das finnische Land und Volk.

Das in den letzten Jahren und erst in diesen Tagen infolge der brutalen Knechtung durch Rußland vielgenannte Finnland ist uns in politischer und kultureller Hinsicht durch zahlreiche Publikationen näher bekannt geworden. Weniger ist dies der Fall in geographischer Beziehung; es dürfte daher — zumal bei der eigenartigen Natur des Landes und der Bevölkerung — ein kurzer geographischer Streifzug, der allerdings nur ein Bild in großen Zügen zu entwerfen vermag, nicht ohne Interesse sein.

Finnlands Flächeninhalt entspricht ungefähr dem von Schottland, England und Irland, den Niederlanden und Belgien zusammen genommen. Auf der einen Seite rückt es gegen Norden vor (eine finnische Kirche befindet sich in Otsjola, 107 Kilometer vom Nordkap). Auf der andern Seite dringt es als Aferland des Ladoga-Sees im Süden und im Westen fast bis zu den Thoren Petersburgs.

In seiner Geologie steht es vielleicht einzig da; denn Finnland hat sich aus der Ostsee erhoben, ja erhebt sich noch immer aus ihr, vom Wasser durchtränkt. Unter dem Grunde des Landes und des Meeres arbeitet still, aber unaufhörlich das unterirdische Feuer. Das Phänomen ist seit lange bekannt, aber seine Messung zu neu und zu unvollständig, um genau sein zu können. Aus 150jährigen, in die Strandklippe eingehauenen Werkzeichen glaubt man berechnen zu können, daß die nördliche Küste des Botnischen Meerbusens sich 1,20 bis 1,70 Meter hebt, die nördliche Küste des Finnischen Meerbusens aber nur 60 Centimeter. Die Hebung nimmt gegen Süden ab, beträgt an der schwedischen Küste auf dem Breitengrade von Stockholm 0 und geht südlich an den Küsten von Estland und Pommern in eine langsame Senkung über. Bemerkbarer sind die Folgen dieser teilweise noch rätselhaften Erscheinung. Das Land bewegt sich, das Meer weicht zurück. Die Ufer werden bloß gelegt, die Senkung nimmt zu, und wo früher Schiffe segelten, schwimmt nunmehr kaum ein Boot; wo der Fischer früher seine Netze warf, da weidet nun seine Kuh auf der Strandwiese. Klippen und Riffe entstehen, von denen früher keine Landkarte wußte, die Riffe erweitern sich zu Eilanden und Inseln. Diese wachsen endlich mit einander und den Ufern zusammen. Die Ufer werden erweiterter, die Häfen ausgebaggert, die Seefläche werden gezwungen, dem fliehenden Meere nachzugeben. Mit jedem Mannesalter entsteht ein neues bebaubares Gebiet. Die Erhöhung verändert die Oberfläche des Landes. Das verrinnende Wasser ist in den Thälern zurückgeblieben und hat Seen und Moore gebildet. Im Anfange waren die großen Seen Meeresbuchten und ihre Mündungen Sunde. Diese Sunde wurden Flüsse und die Flüsse immer reizender. Das aufgehende Eis riß mit der Frühlingsflut Steine von den Ufern und setzte sie dort ab, wo das Flußbett flach war. Daraus entstanden reizende Ströme, welche früher nicht existierten, und die sich fortwährend verändern. Nur wenige der finnischen Flüsse sind gegenwärtig schiffbar und auch diese nur auf kurzen Strecken und an den Mündungen.

Die Seen sind der Stolz der finnischen Geographie, aber zugleich ihre Verzweiflung, da kein Lehrbuch, keine Karte sie zu zählen oder zu benennen vermag. Weinahe jeder Thalgrund in Finnland ist oder war ein See. Das Maß des Dichters „Land der 1000 Seen" erreicht nicht den fünften Teil der wirklichen Anzahl. Mit Recht sagt das von finnischen Schriftstellern und Künstlern in deutscher Sprache herausgegebene Werk „Finnland im 19. Jahrhundert", daß an Wasserreichtum Finnland nur mit den Archipelagen und den Deltaländern verglichen werden kann. Rings um Finnland, in ihm, unter ihm, wogt das Meer. Ein Teil der Gewässer ist unter die Oberfläche des Landes versunken und hat diese Sümpfe und Moore gebildet, welche dem Ansiedler beständig drohen und ihn beständig anlocken. — heute Frosthöhlen, nach zehn Jahren vielleicht fruchtbare Felder. Die Messungen sind von verschiedenem Datum und das Areal nicht mit Gewißheit bekannt, aber man glaubt berechnen zu können, daß Moore und Sümpfe am Anfange des 19. Jahrhunderts 28 Prozent des Flächeninhalts des Landes einnahmen und jetzt, am Anfange des 20. Jahrhunderts, nicht 20 Prozent übersteigen können. Der Gräben ziehende Spaten des Arbeiters erobert mehr Land, als das freigebige Meer durch sein Zurückweichen schenkt.

Die Seen Finnlands sind nicht wie andre Seen, seine Flüsse nicht wie andre Flüsse. Infolge der langsam anwachsenden Erhebung ist hier eine große ruhige Kraft in immerwährender Bewegung zu einem bestimmten Ziele. Was man in andern Ländern Flußsysteme nennt, das sind in Finnland Seensysteme, Wasserläufe. Ein Fluß ist hier nur der letzte Sprung des Sees. Und der See wandert wie der Fluß. Eine beständige, leise, oft unmerkliche Strömung vertritt seine Wanderlust. Er verzweigt sich, wird schmaler, erweitert sich wieder und begiebt sich bald in einem Sund, einem Fluß, einem Bach, bald in einer brausenden Stromschnelle auf den Weg, den nächsten See aufzusuchen, bis sie alle vereint ein Bett finden, das sie zum Meere führt. Manchmal versperrt eine Höhenkette, ein Landrücken, eine sandige Heide ihm den Weg. Hat er genug Kraft aus den Frühlingsfluten getrunken, so durchbricht er das Hindernis, vermag er dieses nicht, macht er einen Umweg oder scheidet unter der Oberfläche weiter. Von Zeit zu Zeit empören sich die Wasser und verändern das Aussehen der Umgegend. Am 3. April 1830 unterbrach der Längelmänsjö einen Kanalbau und stürzte in den zwei Meter tiefer liegenden See Roine hinein. Am 4. August 1859 durchbrach der große See Höytiäinen einen andern Kanalbau und stürzte sich in den zwei Meter tiefer liegenden See



Bjrhäsklä. Menschenhände sind fortwährend in Bewegung, um diesen Revoluten zuvorzukommen oder sie unschädlich zu machen.

Man hat berechnet, daß Finnland im Verhältnis zu seiner Größe ein Drittel mehr Binnengewässer hat als Schweden,  $\frac{3}{4}$  mal mehr als Norwegen und die Schweiz, 8 mal mehr als das europäische Rußland, 10 mal mehr als Dänemark, Oesterreich-Ungarn und Frankreich. Infolge der Landerhebung, des Füllens der Wälder und des Austrocknens der Moore sind die Wassermassen in langsamem, aber fortwährendem Abnehmen begriffen. Jedes Jahr werden Seen und Teiche abgelassen oder ausgepumpt, um Land zu gewinnen oder trocken zu legen, aber nicht selten folgt nachher die Reue, wenn der Siedler anstatt des frischen, blauen Sees einen frostbringenden Sumpf erhalten hat.

Die Tiefe der Seen wechselt vom seichtesten Wasser bis zu Thalschluchten, bedeutend tiefer als das draußen vor der Küste wogende Meer. In der Vorstellung des Volkes sind einige Seen bodenlos. In einem Teil derselben ist das Wasser von Lehm getrübt oder durch den Ausfluß der Moore dunkel, in andern kristallhell und auf bedeutenden Tiefen durchsichtig. Ebenso wechselnd ist ihre Farbe von einem fast schwarzen Wasser bis zu dem grellsten Blau.

Die finnische Landschaft ist ein beständiger Wechsel von Bergen, Seen, Wäldern, Höhen, Mooren und Heiden; dazu kommen in den Küstenthälern noch die Ebenen und die Flüsse. Die harte, meilenweite, mit Heidekraut und spärlich mit Fichten bestandene Sandheide ist für Finnland eigentümlich und wird nirgends in derselben einsamen Größe wiedergefunden. „Sie ist nicht Wüste, nicht Steppe, nicht Prairie, nicht Todesstille, nicht Lebensfreude und doch mit allem dem einigermaßen verwandt, eine in sich verschlossene Kraft, ein grübelnder Ernst, eine Natur, die in ihren Stimmungen wehmütig weich sein kann, aber ungeteilt sich selber treu sein will. Zur Sommerzeit verdunkelt, zum Winter belebt der Nadelwald die finnische Landschaft. Der See ist ihre Sonnenseite, ihr Fenster, ihr pulsierendes Blut. Der See ist im Sommer und im Winter ihr freier Anblick, ihr offener Weg, ihre Mahnung zum Leben. Ohne Seen wäre dieses Land ein Steinhäufen unter Schnee.“

Das finnische Volk ist nicht weniger interessant als das Land, das es bewohnt. Natur, Schicksale und Traditionen haben dem finnischen Volkstypus ein gemeinsames Gepräge aufgedrückt, das wohl innerhalb des Landes bedeutend wechselt, von dem Fremdling aber leicht erkannt wird.

Der Tavastländer (Hämäläinen) bildet den Kern dieses Volkstypus, der von ihm die am meisten ausgeprägten Züge empfangen hat. Er bewohnt die Landschaften Tavastland, Cataunia, das nördliche Nyland und das südliche Oesterbotten mit Ausnahme der Küstengebiete, und das eigentliche Finnland, wo eine Kolonisierung seiner nahen Verwandten, der Esten, ihr Blut und ihre verstümmelte Sprache mit vermengt haben. Er ist groß gebaut, mitunter hochgewachsen, muskulös, breitschulterig, mit breitem Gesicht, eingebogener Nase, grauen Augen und hat braune oder flachsgelbe Haare.

Der Karele (Karjalainen) bewohnt die Landschaften Karelen, Savolaks und das nördliche Oesterbotten. Im Vergleich zum Tavastländer ist er schlanker, beweglicher, lebhafter, empfänglicher, unbeständiger, ein eingeborener Dichter und geborener Geschäftsmann. Das Haar ist braun, die Augen grau oder braun, die Glieder schmächtiger, sein ganzes Aeußeres offener und zugänglicher.

Die schwedische Bevölkerung des Landes bewohnt ganz Nand mit den umliegenden Stären, das südliche Nyland und die Küsten des südlichen Oesterbotten. In den Küstentädten ist die schwedisch sprechende Bevölkerung zahlreich, in einigen überwiegend. Da die schwedische Sprache mehr als zwei Jahrhunderte lang die Sprache der Bildung gewesen ist, haben viele, die finnisch redeten, ihre Muttersprache gegen diese vertauscht, während andre beide Sprachen anwenden. Das Schwedische der Landbevölkerung wird in den altertümlichen Mundarten, welche Spuren der alten norränen Zunge bewahren, gesprochen. Der Stammtypus, liches Haar, blaue Augen, schlanker, hoher Wuchs variiert, aber das beweglichere, hitzigere, freimütigere und unbeständigere schwedische Volkstemperament ist leicht zu erkennen. Das Selbstgefühl ist stark ausgeprägt. Seit undenklichen Zeiten Besitzer freien Bodens, ist der schwedische Bewohner von Oesterbotten geborener Demotrat, und ängstlich um seine Freiheit besorgt; zugleich ist er geborener Holzarbeiter (slöjdare), weshalb er den Ackerbau den kräftigen Frauen überläßt und als Zimmermann in die weite Welt hinauszieht. Der Nyländer, weniger geschickt als Tischler, aber besserer Landmann, ist im Herrendienst nachgiebiger geworden und hat seine Spannkraft verloren. Sein Leben am Bord seines Schiffes, mit dem er Holztransport betreibt, ist ein Wechsel zwischen harter Mühsal und schläfriger Ruhe während des Wartens auf günstigen Wind. Der Aländer ist Seemann, Schiffsreeder, und infolge der steten Verührung mit Schweden, am meisten mit diesem Lande vertraut. Fischer wie alle Küstenbewohner, wagt er sich weiter ins Meer hinaus, als die andern.

Der Rappe sieht durch seine Sprache, aber nicht an Sitten und Gemütsart dem finnischen Volke am nächsten. Er nennt sich samelads und rechnet sich die Verwandtschaft mit dem Finnländer als Ehre an, die aber der Finnländer seinerseits nicht anerkennen will, und die bedeutend entfernter ist als die zwischen Karelen und Tavastländern.

Ein Haupterwerbszweig des finnischen Landvolkes ist der Ackerbau. Besonders wird Roggen und Gerste gebaut. In gewissen Teilen des Landes, die größere Ebenen besitzen, besonders in Oesterbotten, giebt der Acker einen vorzüglichen Ertrag. Aber in vielen

ausgedehnten Strecken ist der Boden keineswegs dankbar, sondern im Gegenteil sehr unfruchtbar. Große waldbewachsene Heiden und Sandrücken durchkreuzen das Land, Sumpf und Moor füllen oft die Thalfentungen zwischen ihnen. In deren Nähe ist der Frost häufig: er zerstört oft in ein paar Nächten alles, was der Bauer mit Mühe aus der Erde hervorgelockt hat. Es ist daher wohl wenig zu verwundern, daß er seinen Roggen lieber höher oben, auf den Abhängen der Hügel oder Rücken ansät. Von alters her hat man sich gewöhnt, den Wald zu verachten, der dem Bauer eher ein Hindernis als ein Reichthum erscheint. Von alters her hat er daher auch gelernt, sich durch die Zerstörung des Waldes Boden zu verschaffen. Durch Brandwirtschaft erhält er ohne allzuviel Beschwerde eine Art Acker. Er fällt den Wald und brennt ihn nieder und sät dann seinen Roggen, wo er ein Stückchen Boden findet, nachdem er den Grund mit einer Art primitivem Pflug, der wie ein Schweinsrüssel zwischen den Steinen des Bodens umherfährt, aufgerissen hat. In neuerer Zeit hat indessen die Geseßgebung dieses Ausroden des Waldes zu hemmen versucht, und heute wird bereits an vielen Stellen mit modernen Gerätschaften ein rationeller Ackerbau betrieben. Die Jagd, die früher für das Volk Finnlands ein wichtiger Nahrungs-zweig war, hat heute an Bedeutung verloren. Reiche Erträge liefert der Fischfang, besonders der Lachsfang, der auf folgende Weise mit der sogenannten Pata (Lachswehr) betrieben wird. In der Stromschnelle wird eine geräumige, dreieckige, im Boden mit Bohrlochern versehene Kammer gebaut; die Basis ist in einen Winkel eingebogen und die Spitze gegen den Strom gerichtet. Der Lachs geht gegen den Strom und findet in dem Winkel eine Oeffnung, durch die er in die geschlossene Pata hereinkommt. Hier findet er die enge Eingangstür nicht wieder. Die Pata wird herausgehoben, daß Wasser fließt ab und die Lachse zappeln am Boden, manchmal zu Hunderten auf einmal. Die kräftigeren Fische werden durch einen leichten Schlag auf das Maul getötet und am Strande der Größe nach aneinander gereiht, wonach der Fang gewöhnlich an die bereits wartenden Käufer versteigert wird.

(Schluß folgt.)

## Kleines feuilleton.

or. Die Sommerwohnung. „Aber ich störe wohl?“ fragte Luise. „Nein, wenn ich störe“ . . . Sie kam nicht weiter, die Cousine schob sie einfach in das Wohnzimmer hinein und schloß die Thür hinter ihr zu.

„Nichts stört Du, set' Dich da drüben hin, ich krame einfach weiter und wir schwagen.“

„Na ja, wenn Du meinst . . . aber sonst . . . Na, zunächst mal guten Tag auch, Kinder!“ Sie reichte dem Vetter, der auf dem Sofa saß, die Hand und begrüßte die Nichten und Nefen. Mag sprang ihr gleich an den Hals und Emmy unteruchte ihren Pompadour, fand auch richtig die Bonbons, die bei Tante Luise niemals fehlten. Klärchen, die Große, grüßte nur mit einem Kopfnicken, sehr geschäftig, sie kam eben mit einem Arm voll Kleider vom Korridor herein.

Es sah überhaupt wüst aus im Zimmer, alle Stühle und Tische belegt mit Sachen, alle Schrankthüren aufgesperrt, alle Kästen vorgezogen.

„Ihr habt wohl groß Reinemachen?“ fragte Luise — „aber jetzt im Juli . . .“

„Werde ich groß reinemachen . . .“, fiel ihr die Cousine spöttisch ins Wort: „Wir packen doch für die Reise, wie Du siehst.“

„Ach, Ihr verreist doch? Wohin soll es denn gehen? In den Harz oder ins Riesengebirge?“

„Ins Seebad,“ bemerkte der Mann trocken. „Seebad Friedrichshagen.“

„Na, Adolf, laß den Ton,“ die Frau zog die Augenbrauen hoch und wandte sich dann wieder dem Besuch zu: „In die Sommerwohnung gehen wir, ich kann Dir ja nicht sagen, wie ich mich freue. Alles so nett, 'ne niedliche Wohnung.“

„Wohnung ist gut. Stube und Kammer, 'n Loch und noch eins,“ der Vetter war offenbar in schlechter Laune.

Die Frau stampfte leicht mit dem Fuß auf: „Aber, Adolf, was Luise bloß denken muß. Wir kriegen 'ne sehr niedliche Wohnung, in der Sommerwohnung richtet man sich ein, und aus dem Fenster kann man direkt auf den See seh'n.“

„Besonders auf die Richtung, wo er liegt.“

„Ach, Papa, das ist ja gar nicht wahr. Märchen kam der Mutter zu Hilfe. „Wenn der Wind die Bäume bewegt, sieht man das Wasser ganz deutlich.“

„Also hoffen wir, daß es alle Tage stürmt,“ lachte Luise. „Und Ihr wokt wieder in Sommerwohnung?“

„Ja man muß mal was für seine Erholung thun“, nickte die Frau, „besonders Adolf, der ist so runter.“

„Darum muß er auch die nächsten sechs Wochen 'n Tag zweimal Eisenbahn fahren, das dient zum Didwerden,“ wandte sich der Vetter zu Luise.

„Ja, ich kann doch nicht dafür, daß Du ins Geschäft mußt,“ die Frau zuckte die Achseln; „und an die schönen Morgen denkst Du wohl nicht und an die schönen Abende, die . . .“

„Für mich um sieben aufhören und um halb zehn anfangen.“



„Ach, Du mußt immer nörgeln!“ Sie wandte sich ärgerlich ab und wieder der Cousine zu: „Wir bekommen 'n zweifelnstriges Zimmer und in der Kammer kann ich den Reijeforb stellen, und denk' mal; ich brauch nur vierzig Mark zu geben 's Monat, und sechs Mark für's Reinemachen.“

„Aber werdet Ihr fünf Mann denn in einer Stube Platz haben?“ zweifelte die Cousine.

„Doch ja — da ziehen wir 'ne Gardine und in der einen Hälfte schlaf' ich mit den Mädchen und in der andren Adolf mit dem Jungen, Ennnj und Märchen schlafen in einem Bett. Ja, in der Sommerwohnung heißt es sich einrichten.“

„Das dient zur Erholung,“ sagte der Mann.

„Ach Adolf, laß' doch die faulen Wiße,“ die Frau that verächtlich, „als ob es nicht alle so machen in der Sommerwohnung.“

„Zawohl, so machen's alle,“ lachte Luise; es war ein etwas zweideutiges Lachen.

„Na, und man ist ja auch nicht im Zimmer, man ist ja meistens teils im Garten.“

„Und wir bekommen 'n sehr netten Garten,“ fiel die Frau rasch ein. „Er liegt wunderhübsch, so recht ruhig hinterm Hause.“

„Ja, Tante, gerade gegenüber von den Ställen,“ jubelte Max, „und von der Laube kann man die Schweine wunderschön beobachten.“

„Und auch wunderschön riechen,“ sagte der Mann.

„Ja Adolf, das ist ja nur, wenn der Wind so steht.“ Die Frau wurde wieder ärgerlich. „Und was redest Du denn,“ drehte sie sich zu dem Jungen, „das war im Frühling, wo man in den Stall sah, jetzt ist die Laube ganz grün umrankt. Stallgeruch gehört überhaupt zur Landluft.“

„Und zur Erholung,“ sagte Luise und nickte dem Better lachend zu.

„Nu fang' Du auch an!“ Die Cousine drohte ihr und wandte sich dann zu der großen Tochter: „Märchen, was bringst Du denn da? Den Petroleumlocher? Der wird apart gepackt.“

„Ach, den nimmst Du auch mit?“ fragte Luise.

„Na, worauf soll ich denn lochen?“ Die Cousine sah vertäubert auf: „Wir werden doch nicht etwa fünf Mann hoch essen gehen, das wäre zu teuer. Was locht man denn auch groß in der Sommerwohnung?“

„Na eben, da hungert man sich durch,“ lachte der Mann. „Heute Nührei und morgen Koteletten, oder heute Koteletten und morgen Nührei.“

„Ja, Draten werde ich Dir nicht machen können auf dem Kocher,“ sagte die Frau spitz, „und noch dazu, wo ich in dem Zimmer loche, wo wir schlafen.“

„Ach das mußt Du auch?“ fragte Luise. „Hör mal, das ist ja aber gräßlich. Jetzt im Hochsommer noch dazu. Die Lust!“

„Ach das ist auch zur Erholung,“ spottete der Mann.

„Ja gewiß ist es zur Erholung.“ Die Frau fuhr wütend auf, „arme Leute haufen so 's ganze Jahr, und Du willst es noch nicht mal sechs Wochen . . . und nun zähl' doch auch mal all das Schöne auf: die Spaziergänge an der Müggel und in den Wald, die rechnen wohl gar nicht? Nein?“

„Ja, aber hör' mal,“ sagte Luise, „kannst Du die eigentlich nicht auch von hier aus machen? Wenn Du die Woche 'n paar mal rausfährst? Und dann hast Du Deine bequeme Wohnung und Deine geunden Schlafzimmer und sitzt abends auf 'm Balkon nah 'm Friedrichshain oder irgendwo in 'nem Sommergarten, wo es nicht nach Schweinefäulen riecht.“

„Siehst Du!“ rief der Mann triumphierend, „siehst Du, das hab' ich auch gesagt. Und kannst jeden Tag wo anders hinfahren, wenn Du in's Grüne willst.“

„Zawohl, und es heißt, wir sind in Berlin geblieben. Nein, Kinder, nun hört auf.“ Die Frau erhob sich mit kalter Verachtung: „'ne anständige Reise kann man schon nicht machen, dann will ich wenigstens auf Sommerwohnung gehen; was würden denn wohl die Bekannten sagen, wenn's heißt, daß wir in Berlin geblieben sind?“ —

ss. Die Erdbeeren sind in diesem Jahre gut und reichlich geraten und haben dementsprechend ungeheure Mengen höchst gesunder Früchte auf den Tisch fast jedes Haushalts geliefert. Abgesehen davon, daß der Geschmack der Erdbeere fast ohne jede Ausnahme eine große Schätzung genießt, sind von verschiedenen Seiten noch immer Einwendungen gegen ihre Beförmlichkeit erhoben worden. Manche Leute glauben sie nicht essen zu können, weil sie Kesselfieber davon bekommen, andre betrachten sie als schädlich für Sichtsranke. Das letztere Urteil gründet sich auf die Ansicht, daß die Erdbeeren zu viel von gewissen Salzen enthalten, die das Blut alkalisch machen und den Säuregehalt der Ausscheidungen herabsetzen. Diese Frage muß im wesentlichen durch die Chemie entschieden werden. Der „Lancet“ hat in seinem Laboratorium jetzt eine ganz genaue chemische Untersuchung der Erdbeeren vornehmen lassen und teilt als Ergebnis folgende Zusammensetzung mit: 99,5 Proz., also fast neun Zehntel Wasser, 1,15 Proz. lösliche Salze einschließlich freier Säuren, 0,14 Proz. Kalk und Eisenoxide, 0,8 Proz. Eiweißstoffe, 5,8 Proz. Zucker, 0,15 Proz. ölige Stoffe, 2,46 Proz. Cellulose und Samen. Nächst dem Wasser sind also freie Säuren nebst sauren Salzen, Zucker und Pflanzstoffe die Hauptbestandteile. Die gesamte Säure, als Essigsäure berechnet, beläuft

sich auf 0,82 Proz.; an Wasser enthält eine Erdbeere einen größeren Betrag als Milch, was auf den ersten Blick ungläublich erscheint, weil doch die Erdbeere ein fester Körper ist und Milch eine Flüssigkeit. Auf einen eigentlichen Nährwert der Erdbeere kann freilich kaum gerechnet werden, außer vielleicht in Rücksicht auf den Zucker, der die Hälfte der gesamten festen Bestandteile bildet. Dieser Zucker ist immerhin bedeutsam, weil er Fruchtzucker darstellt, der von Zuckerkranken leichter aufgenommen wird als jeder andre Zucker, so daß Erdbeeren sogar häufig den Patienten verschrieben werden, die an einer milden Form jener Krankheit leiden. In der Hauptsache werden die Erdbeeren mehr wegen ihres Saftreichtums, ihrer Süße und ihres Geschmacks, als wegen eines etwaigen Nährwerts genossen. Die in ihnen enthaltenen Salze wirken zweifellos leicht abführend, während die unverdaulichen Samen- und Pflanzstoffe, wenn sie in großen Mengen aufgenommen werden, die Thätigkeit der Gedärme anregen sollen. Die Mineralsalze der Erdbeeren bergen eine ziemlich große Menge von Kalk, Phosphorsäure und Eisen, so daß das Lob der Erdbeere als eines Mittels zur Nervenanzugung nicht ohne vernünftigen Grund ist. Der Farbstoff der Erdbeere ist sowohl in Wasser wie in Alkohol leicht löslich und die Lösung ergibt ein eigentümliches Absorptionspektrum, das ein dunkles Band in der grünen Zone aufweist. Dieser Farbstoff enthält Eisen in einer organischen Form. Gerbsäure hat wenig oder gar keine Wirkung auf die Erdbeeren, so daß Erdbeertee mit Recht für beförmlich gehalten wird. Durch Experimente ist nachgewiesen worden, daß Erdbeeren sich leicht in alkalischen Lösungen zerlegen, demnach wohl auch leicht in den alkalischen Verdauungssäften der Eingeweide. Nur die Samen werden nicht von solchen Lösungen angegriffen und überhaupt von dem Körper unverdaut wieder ausgestoßen. Das aus der Erdbeere zu gewinnende Del hat einen überaus angenehmen Geruch und seine Menge ist im Vergleich zum Gewicht der getrockneten Frucht nicht unbeträchtlich. Unreife oder verdorbene Erdbeeren haben einen viel höheren Gehalt an Säure als die gesunde Frucht, eine Thatsache, die eine Erklärung dafür bietet, daß das Essen solcher Erdbeeren Durchfall und Kolik erzeugt. —

### Humoristisches.

— Der Weg zum Erfolg. „Guten Tag, lieber Kapellmeister, was machen Sie Schönes?“

„Gutto Tack, mille grazie for das Nachrad. Id machen gutt.“

„Ja, ums Himmelswillen, sind Sie denn verrückt geworden? Sie sind doch aus Quedlinburg und sprechen auf einmal gebrochen deutsch.“

„Si, mio, amico — das sein so: Id haben eine Opera eingereicht an die königliche Opernhaus, und damit sie wird angenommen, id sprechen deutsch wie ein Italiano.“ —

— Maßstab. Tourist: „Sagen Sie mal, Frau Birkin, kann ich vielleicht zwei Handtücher bekommen?“

Birkin: „Ja, wollen Sie denn den ganzen Sommer hier bleiben?“ —

— An der Haltestelle. Berliner Mädel: „Ach, Sie könnten mer wol sagen, mit welchem Wagen komme id am besten nach'm Schlei'schen Bahnhof?“

Herr: „Da müssen Sie den Q-Wagen benutzen.“

Mädel: „Fahren Se doch alleene mit'n Kuhwagen, Sie Däsel!“ —

(„Lustige Blätter.“)

### Notizen.

— Bruno Elbos fünftätiges Drama „Jrminfried“ erzielte bei der Erstaufführung im Leipziger Stadt-Theater einen Achtungserfolg. —

c. Im New Yorker Zoologischen Garten sollen Ateliers für Künstler errichtet werden. —

— Der größte Baum Deutschlands ist eine Weisstanne im Gemeindewalde der schwäbischen Schwarzwaldd-Stadt Schwenningen; sie führt den Namen Holzleskönig. Eine am Stamm der Tanne angebrachte Tafel trägt folgende Aufschrift: „Württembergischer Schwarzwald bei Schwenningen. Größte Tanne Deutschlands: Gesamthöhe 43 m; bei 1 m Höhe 2 m Durchmesser und 6 m Umfang, bei 30 m Höhe 300 cm Umfang. Kubinhalt des Stammes 44 kbm. Alter etwa 350 Jahre.“ —

— Frauen im Postdienst früherer Zeiten. Im Archiv des Reichspost-Museums finden sich die Beschäftigungen zweier Postverwalterinnen aus den Jahren 1744 und 1748, eigenhändig ausgefüllt vom Fürsten Alexander Ferdinand von Thurn und Taxis. Eine dritte Urkunde von 1779 bestätigt die Ernennung einer Frau zur Posthalterin in Warendorf. —

— In trockenem Pergamentpapier verpackte Butter hält sich acht Tage länger als Butter, die in feuchtes Papier eingehüllt ist; die in feuchtem Papier aufbewahrte Butter erhält bald einen schlechten Geruch, besonders an der Oberfläche, wo das Papier aufsteigt. —